



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

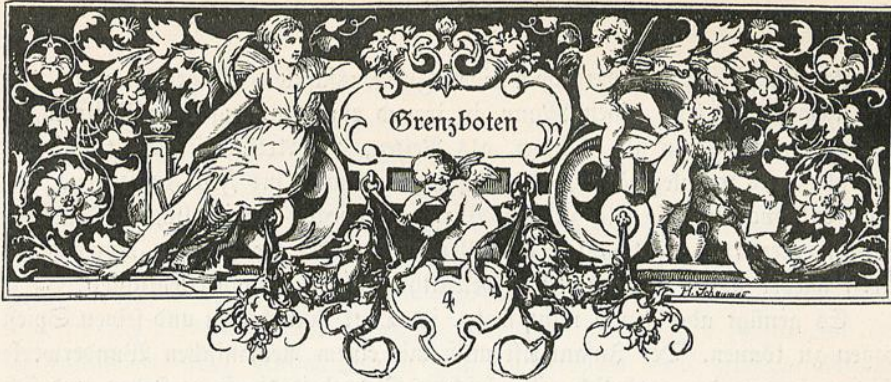
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Günther, Reinhold: Wehrwesen und Sozialdemokratie : einige
Betrachtungen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Wehrwesen und Sozialdemokratie

Einige Betrachtungen von Reinhold Günther

1



u den dogmatischen Sätzen der internationalen Sozialdemokratie gehört die Forderung, das „stehende Heer“ sei abzuschaffen und durch eine „Volkswehr“ zu ersetzen. Mit dem stehenden Heere meinen sie jedoch keineswegs die Werbearmeen, die nur noch in England und in den Vereinigten Staaten als ein Überbleibsel des achtzehnten Jahrhunderts vorkommen, sondern die durch die allgemeine Dienstpflicht ergänzten Kadresheere, die seit 1866 nach dem preussischen Vorbilde in den meisten europäischen Staaten errichtet worden sind. Die deutsche Sozialdemokratie empfiehlt im allgemeinen das Milizsystem, wie es in der Schweiz besteht und dort dauernd zu großer Leistungsfähigkeit ausgebildet wird. Die schweizerische Sozialdemokratie dagegen will selbst von der heimischen Wehrordnung nichts wissen. Ihre Presse zeichnet sich durch immer wiederkehrende Angriffe gegen die eidgenössischen Offiziere aus und ist eifrig bemüht, alle Maßnahmen der obersten Militärbehörden verächtlich zu machen.

Was heißt nun „Volkswehr“? In einem demokratischen Staate ergänzt sie sich aus allen nur irgendwie waffenfähigen Bürgern; diese sollen in der Stunde der Gefahr das Vaterland verteidigen. Es liegt demnach auch hier der sonst von der Sozialdemokratie so häufig bekämpfte Zwang vor, daß sich jeder männliche Staatsangehörige zum Waffendienste stellen muß, gleichviel, ob er es gern thut, oder ob er etwa als Friedensliguist oder aus religiösen Gründen, wie z. B. die Mennoniten und die Nazarener, in jeder Kriegslleistung die ärgste Sünde sieht.

Auch die „Volkswehr,“ heiße sie nun Nationalgarde, Landsturm oder Grenzboten I 1899

amerikanische Miliz,*) bedarf doch einer Friedensschule. Es genügt nicht und hat niemals genügt, einen Mann in irgend eine Rüstung oder Uniform zu stecken, um ihn dann als Schütze, als Reiter, als Artillerist, als technischen Soldaten, als Krankenwärter, als Verpflegungsmann ins Feld zu stellen. Die alten Eidgenossen, die bis zu den Burgunderkriegen thatsächlich Landstürmer waren, exerzierten regelmäßig; der Gleichschritt, den sie seit den Römerzeiten zuerst wieder übten, sicherte ihren Gewaltthäusern die Unwiderstehlichkeit.

Es genügt aber heute nicht mehr, im Tritt marschieren und seinen Speiß tragen zu können. Der Infanterist muß mit einem mechanischen Wunderwerke schießen lernen, den wahrlich nicht leichten Sicherheitsdienst verstehen und sich geschickt im Gelände zu bewegen wissen, will er nicht im Gefecht als pures Kanonensfutter dastehen. Von dem Kavalleristen wird verlangt, daß er sein Pferd in allen Gangarten und in jedem Terrain reiten könne; daneben soll er die blanke wie die Feuerwaffe gebrauchen. Der Artillerist bedarf außer seiner rein soldatischen Ausbildung einer Summe von praktischen und theoretischen Kenntnissen, die auch beim besten Willen nicht im Handumdrehen zu erlernen sind. Ganz ähnlich steht es mit dem Geniesoldaten, selbst wenn man ihn aus den technischen Handwerkern rekrutiert. Als die Minimalzeiten für eine flüchtige, ebenhin genügende militärische Ausbildung müssen in Anschlag gebracht werden: bei der Infanterie 60, bei der Kavallerie 90, bei der Artillerie und dem Genie 60 Tage; jeder Tag zu zehn- bis zwölfstündiger wirklicher Dienstarbeit gerechnet.**)

*) „Miliz“ und „Militz“ ist übrigens zweierlei! Das schweizerische Milizheer hat eine feste Organisation und einen Stamm von Berufsoffizieren und Unteroffizieren, ja sogar eine stehende Truppe zur Bewachung der Landesbefestigungen. Die „amerikanische Miliz“ ist in Friedenszeiten in den einzelnen Staaten nur nach Belieben organisiert. Ihre Ausbildung erscheint als eine militärische Spielerei, im besten Falle als eine Art von Sport. Die französischen Truppenaufgebote der nationalen Verteidigung von 1870/71 waren keine Milizen, sondern zum größten Teile völlig unausgebildete Scharen. Unter Miliz verstehen wir ein durch die allgemeine Dienstpflicht aufgebrachtes Kadresheer mit kurzer Präsenzzeit.

**) Der Verfasser darf aus eigener Praxis versichern, daß eine derartige Dienstarbeit Lehrer wie Lernende furchtbar anstrengt. Es sei gestattet, zur kurzen Illustration solcher Anstrengungen nur einen Tag aus einer schweizerischen Rekrutenschule der Infanterie zu skizzieren. Die Angaben sind dem Befehlsbuche einer von mir (1897) geführten Kompagnie entnommen worden: 4 Uhr 30 Min. Tagwache (Reveille). 5 Uhr 15 Min. bis 5 Uhr 45 Min. Frühstück. (Für die Kompagnieoffiziere usw. Rapport.) 5 Uhr 45 Min. Antreten. 5 Uhr 50 Min. bis 10 Uhr 50 Min. Exerzieren. 11 Uhr Mittagessen der Truppe. 11 Uhr 15 Min. Bataillonsrapport. 12 bis 1 Uhr Freizeit; Essen der Offiziere. 1 bis 2 Uhr Reinigungsarbeiten. 2 Uhr 10 Minuten Antreten. 2 Uhr 20 Min. bis 6 Uhr 20 Min. Exerzieren. 6 Uhr 30 Min. Nachtreffen. 7 bis 9 Uhr 30 Min. Freizeit für die Truppe. (Für die Offiziere und die höhern Unteroffiziere dagegen sehr häufig Rapportarbeiten, Lösen von Aufgaben usw.) 10 Uhr Lichterlöschen. Dieser beschriebne „normale zehnstündige Arbeitstag“ wird jedoch in der Periode der Schieß- und Felddienstäbungen, im Manöver usw. regelmäßig merklich überschritten.

Es ist ganz richtig, daß die Welt schon gesehen hat, wie völlig unausgebildete Truppen Krieg führten, aber ein „schöner Anblick“ war das nicht. Die die Marzeillaise brüllenden Föderierten von 1792 liefen regelmäßig auseinander, wenn der Gegner ihnen ernsthaft die Zähne wies.

Es dauerte lange, bis die Heere der ersten französischen Republik tatsächlich aguerries waren. Und dabei darf nicht vergessen werden, daß sich in ihnen noch die alten Stämme der ehemaligen stehenden Armee fanden, daß man sie seit 1796 von allen schlechten Elementen zu reinigen suchte, und daß sie endlich in allen Führerchargen zum allergrößten Teile gediente Männer hatten. Ausgenommen Lannes und Moreau, haben sämtliche französische Generale und Marschälle, die zwischen 1792 und 1815 mit Auszeichnung dienten, schon dem königlichen Heere angehört und sind von jeher Berufssoldaten gewesen. Dem von Carnot präsiidierten Kriegsausschuß gehörten altgediente und bewährte Generalstabsoffiziere wie d'Arçon, Obenheim, Montalembert und Marescot an; sie verfügten über alle Hilfsmittel des Depôt de la guerre, einer Gründung des Königtums. Die Nationalgardengenerale, wie z. B. Santerre der Brauer und Hulin, der Held des Bastillensturms (1806 Gouverneur von Berlin), Henriot, der unwissende Hanswurst, die Kopfabsteher Westermann und Kossignol, hatten auch nicht das geringste militärische Verdienst aufzuweisen. Hulin wurde von Napoleon gewissermaßen als ein historisches Stück übernommen, und Santerre erhielt aus denselben Gründen das Gnadenbrot.

Während des Sezessionskrieges in Nordamerika mußte man wohl oder übel zu dem Mittel greifen, Armeen aus Freiwilligen herzustellen, denen nach ihrer überwiegenden Zahl jegliche militärische Ausbildung fehlte. Die meisten von ihnen ließen sich auch wohl weniger aus patriotischen Gründen rekrutieren, als wegen der Aussicht auf die verlockenden materiellen Vorteile, die der Dienst darbot. Aber man erinnere sich der unglaublich elenden Kriegsführung, die bis ins Jahr 1863 hinein dauerte, der furchtbaren Grausamkeit, die beide Gegner entwickelten, der ungeheuern, durch keinen europäischen Feldzug je erreichten blutigen und unblutigen Verluste, sowie der nicht minder ungeheuern Kosten. Weil der Krieg erst Soldaten erziehen mußte, dauerte er vierundeinhalbes Jahr, und die Vereinigten Staaten haben dieses lange Elend genügend auskosten können. Wer da behauptet, die finanzielle Lage der Vereinigten Staaten sei darum so rosig, weil ihnen der „unerfättliche Militärmoloch“ fehlt, der begeht einen Irrtum. Der Black Friday von 1868, der fast einen Staatsbankrott ausbrechen ließ, der ungeheure, jährlich auszurichtende Pensionsbetrag, die gewaltigen Zollmauern finden geradezu ihren Ursprung im Sezessionskriege.

Wer wird noch heute einem lange dauernden Kriege das Wort reden wollen? Es giebt schwerlich jemand, der sich für die Periode der deutschen Geschichte begeistert, die zwischen 1618 und 1650 fällt. Je rascher ein Krieg

verläuft, desto weniger umfangreich sind seine übeln volkswirtschaftlichen Folgen. Der deutsche Krieg von 1866 bietet dafür ein schlagendes Beispiel.

Es kommt noch hinzu, daß unverhältnismäßig mehr Mittel für die Kriegsführung in Anspruch genommen werden, wenn, wie nach amerikanischem Muster, keine Friedensvorbereitungen getroffen worden sind, und man erst im Augenblicke der Mobilmachung mit den notwendigen Anschaffungen beginnt. Die Lieferanten von Kriegsmaterial wissen sich solche Zwangslagen des Staates wohl zu nütze zu machen, und dabei wird das Heer noch immer schlecht bedient sein. Die Vereinigten Staaten sowie Frankreich können davon ein Lied singen. Während des Sezessionskrieges kaufte die Union alle alten europäischen Kriegshandfeuerwaffen zu übertriebenen Preisen auf, und die heimische Technik ließ sich nicht minder für ihre Leistungen bezahlen. So kostete z. B. dem Staate ein Mehrlader des Systems Spencer 40 Dollars, der wirkliche Wert betrug 10 Dollars; jede Patrone, die herzustellen etwa $1\frac{1}{4}$ Cent kostete, mußte mit 4 Cent bezahlt werden. Angekauft wurden vom Wardepartement während des Krieges 366 788 glatte und 1 055 862 gezogene Vorderlader neben 400 058 einfachen Hinterladern und Magazingewehren. Darunter waren 35 verschiedene Modelle und 8 verschiedene Kaliber. Man mag sich leicht vorstellen, welche Verwirrung oft beim Munitionsersatz herrschte. Weiterhin erhielten die Truppen nicht selten Schuhe mit Pappsohlen und Bekleidungsstücke aus Shoddystoff. Selbst die Arzneimittel wurden gefälscht. Die Franzosen waren 1870/71 unter dem Regime Gambetta-Freycinet ganz ähnlich daran. Die am 1. Februar 1871 in die Schweiz übertretende französische Armee (Bourbaki) marschierte in Lumpen gehüllt und zum guten Teil ohne Schuhe daher. Sie gab sechs verschiedene Gewehrssysteme ab, von denen jedes einer eignen Munition bedurfte.

Man hüte sich demnach, das bisherige amerikanische System des Nichtrüstens zu empfehlen. Es führt unter allen Umständen zu einer wahnsinnigen Verschleuderung der Staatsmittel, und selbst die reichste Nation wird dabei zu Schaden kommen, wenn sie sich in einen Krieg verwickelt sieht mit einer nach modernen Grundsätzen vorbereiteten Macht. Das heutige Spanien ist dies nicht, wie ja jedermann weiß. Glaubt man aber, daß die Vereinigten Staaten ebenfalls so wohlfeile Siege erringen würden, ja überhaupt Erfolge zu erzielen vermöchten, wenn sie es mit einer europäischen Großmacht zu thun hätten? Das Geld nützt nach dem Beginn der wirklichen Kriegshandlung verhältnismäßig wenig; wäre dies anders, so hätten die Truppen der französischen Nationalverteidigung 1870/71 die Deutschen rasch aus dem Lande getrieben. Das Geld schützt auch nicht vor den ersten Hauptschlägen, und deren Ausfall entscheidet heute, im Zeitalter der rasch geführten Bewegungskriege, über die ganze Angelegenheit. Ein nicht vorbereiteter Staat erliegt sicher dem schnell handelnden Gegner, und verfügte er auch über zehn Millionen wehrfähige, aber unausgebildete Männer, und schossen diese mit Kugeln von Gold und Silber.

Die zweite Periode des deutsch-französischen Krieges liefert uns noch weitere beherzigenswerte Fingerzeige. Gewiß haben sich die republikanischen Massen- aufgebote häufig genug mit Bravour geschlagen, trotzdem unterlagen sie immer, selbst wenn sie fünfmal stärker als der Gegner waren. Denn der soldatische Geist fehlte ihnen; der ließ sich nicht kaufen und dem Individuum infiltrieren. Um den Patriotismus ist es eine heilige Sache, aber er verblaßt im Regenwetter, er erstarrt in den eisigen Bivaks, und er verdorrt beim langen Marsch auf sonnendurchglühter Straße. Wo die innere soldatische Tüchtigkeit, die Mannszucht fehlen, da verpufft der Patriotismus rasch, und Mißtrauen gegen die Führung (*nous sommes trahis*), Unlust zum Kämpfen, zum Ertragen der Mühseligkeiten, Unbotmäßigkeit gegen die Befehle der Obern bleiben allein übrig. Ein unter solchen Umständen notwendig werdender Rückzug führt unausbleiblich zu einer Katastrophe. Die Kälte, die Marschanstrengungen, der Mangel an guter Verpflegung waren im Januar 1871 für das Werder'sche Korps dieselben wie für die französische Ostarmee. Aber in welchem Zustande langte diese auf dem Gebiete der Schweiz an? Sie war physisch und moralisch völlig zu Grunde gerichtet. Die Soldaten des großen Friedrich kannten keinen Patriotismus, aber eine eiserne Mannszucht, und mit dieser blieben sie Sieger, auch wenn sie auf dem Schlachtfelde unterlegen waren.

Noch eines kommt in Betracht. Wo mehr oder minder irreguläre „Volkswehren“ (Freischärler, Landstürmer, Nationalgarden) Krieg führen, nimmt dieser immer einen grausamen Charakter an; denn dann heißt es Aug um Aug, Zahn um Zahn! Frankreich hat das vor achtundzwanzig Jahren am eignen Leibe erfahren. Und welches Ergebnis brachte ihm *la guerre à outrance*? Die Verlängerung des Elends um volle fünf Monate, den Verlust von weitern fünfzigtausend jungen Leuten, von Lothringen, von drei Milliarden Kriegsschädigung, von mindestens zwei Milliarden sonstiger Einbuße und den Kampf der Kommune. Nutzen zog aus alledem nur Herr Gambetta, dem ein „ungenannter Wohltäter“ für seine patriotischen Anstrengungen ein großes Vermögen schenkte. So lange das Zeitalter des ewigen Friedens nicht angebrochen ist, so lange demnach Kriege in Aussicht stehen, hat jedes Staatswesen die Verpflichtung, sich auf die *ultima ratio* in umfassender Weise vorzubereiten, um seine Selbständigkeit zu schützen. Dazu bedarf es einer gehörig organisierten, ausgerüsteten und ausgebildeten Armee. Keinesfalls jedoch wird das Ziel durch eine „Volkswehr“ erreicht werden, wie sie die internationale Sozialdemokratie gegenwärtig im Auge hat.

2

Viele Tagesblätter, und zwar nicht nur solche, die sich zur Sozialdemokratie bekennen, feiern in allen Tonarten die Erfolge der Nordamerikaner gegenüber den Spaniern als Siege, die die „Volkswehren“ über ein stehendes Heer davongetragen hätten. Betrachten wir zunächst die spanische Armee und Marine.

Ihre Mannschaften werden durch eine so ungerecht wie nur irgend möglich gehandhabte Konfiskation aufgebracht. Die Ausrüstung wie die Ausbildung sind über alle Maßen mangelhaft; die Verteidiger von San Jago di Cuba entbehrten bekanntlich des Proviantes wie der Munition. Die spanische Oberführung ist indolent und wenig kriegserfahren; sie hat niemals das Beispiel eines modernen großen Krieges mit eignen Augen gesehen. Dagegen haben die Vereinigten Staaten eine ansehnliche Streitkraft zur See, deren Ausrüstung wie Ausbildung und Führung mit den Forderungen der Zeit, wenigstens allem Anschein nach, Schritt hielt. Die amerikanischen Seeleute sind durch Werbung aufgebracht, sie werden vortrefflich bezahlt und verpflegt; ihre höhern Führer haben ausnahmslos eine nicht zu unterschätzende Kriegserfahrung.

Die nordamerikanischen Landtruppen, die bisher ins Gefecht kamen, zählen zu dem stehenden, geworbenen Heere, für das keine Mittel gescheut werden, um es gehörig schlagfertig zu erhalten. Die höhern Führer (Generale Miles, Shafter usw.) standen schon im Sezessionskriege an der Spitze von strategischen Einheiten (Divisionen, Korps); die Subalternen sind Berufsoffiziere und auf der ausgezeichneten Militärakademie von West-Point gebildet worden. Daß sich die wirkliche Armee der Vereinigten Staaten nicht als Volkswehr fühlt, geht schon daraus hervor, daß sie den kubanischen Insurgenten, die ihrerseits Volkswehren par excellence im Sinne der Sozialdemokraten sind, mit ausgeprochener Verachtung begegnen. Und nun die amerikanischen Milizen! Sie sind von dem Augenblick an, wo sie in den wirklichen Kriegsdienst treten, „Freiwillige,“ also geworbene Soldaten. Die allgemeine Dienstpflicht besteht nicht in den Vereinigten Staaten. Niemand kann dort zum Waffentragen gezwungen werden. So weigerte sich denn auch ein fashionables Newyorker Regiment, in den Krieg zu ziehen, und kein Bericht meldet, daß es wegen offener Meuterei zur kriegsgerichtlichen Verantwortung gezogen worden sei.

Von einem Felddienste der nordamerikanischen Freiwilligen hat man so gut wie nichts gehört, wohl aber von ihren Exzessen in den Anceipen von Tampa und von einer völlig verunglückten Parade vor dem Präsidenten. Es ergibt sich also nach diesen Ausführungen folgendes: 1. Eine vorzügliche Marine oder ein gutes, geworbnes Heer haben über eine verfallne Seemacht und einen Teil einer vollständig hinter den Forderungen der Zeit zurückgebliebenen Konfiskationsarmee gesiegt. 2. Die Erkenntnis des bisher beobachteten fehlerhaften Verfahrens in der Heeresorganisation wird die Vereinigten Staaten zwingen, wollen sie ihre Eroberungen schützen und ihre Europa gegenüber gewonnene Machtstellung bewahren, eine ansehnliche See- und Landmacht aufzubringen. Sie werden, da dem Volke schwerlich die allgemeine Dienstpflicht gefallen wird, das bisherige geworbne Heer sehr verstärken müssen, wodurch ungeheure Kosten entstehen werden. Es dürfte ferner nach allem menschlichen Ermessen eine Zeit kommen, wo die Leute, die heute von den großen Erfolgen

der amerikanischen Volkswehren sprechen, mit Schrecken erkennen, daß der „Militarismus“ auch das Land erfaßt hat, das bisher mitleidig zu dem unter der Last des bewaffneten Friedens seufzenden Europa herüberblickte.*)

3

Als im Jahre 1848 die deutsche Volksbewaffnung nach den berühmten Vorbildern der einstigen französischen Nationalgarden von 1789 bis 1794 im Vordergrund des Interesses bei der demokratischen Partei stand, tauchte auch das Verlangen auf, die Offiziere durch die Truppe wählen zu lassen. Diese Forderung ist von der Sozialdemokratie aufgegriffen worden; vor einiger Zeit berieten die Delegierten der schweizerischen Partei darüber, ob sie die Offizierswahl nicht der eidgenössischen Wehordnung durch ein Initiativbegehren annehmen könnten. Die Borausicht, mit derlei Plänen beim Schweizervolk ein klägliches Fiasko zu machen, ließ sie davon abstehen. Bei der nordamerikanischen „Miliz“ hingegen besteht die Offizierswahl wirklich, und zwar ganz im sozialdemokratischen Sinne. Dagegen werden die höhern Führer der Kriegsfreiwilligen durch die Staatsgouverneure ernannt. Übrigens ist es im englischen wie im spanischen Amerika bekanntlich sehr leicht, einen militärischen Titel, freilich ohne das dazu gehörige Kommando, zu erlangen. General, Col'nel oder mindestens Capt'n heißt dort jeder Mensch, der nur halbwegs anständige Kleider besitzt. Andererseits gab Washington, der doch gewiß etwas vom praktischen Kriegswesen verstand, seinen Landsleuten den berühmten Rat: Wählt nur Gentlemen zu Offizieren!

Von den Führern der französischen Volkswehren in der jakobinischen Periode läßt sich nichts Rühmliches berichten. Nicht ihre militärische Befähigung, ihre Leistungen entschieden über ihre Wahl oder ihre Beförderung, sondern ihr politisches Glaubensbekenntnis und die Zungenfertigkeit, mit der sie es vor allem Volke darzulegen verstanden. Kameradschaft, Ehrgefühl, Pflichterfüllung suchte man vergebens bei diesen Nichtgentlemen; dafür fanden sich Angeberei, Roheit, Gemeinheit und Dienstvernachlässigung in überreichem Maße. Erst von 1796 ab gelang es der Armee, diese schlimmen Elemente zurückzudrängen; ganz und gar verschwanden sie niemals.

Es liegt gewiß ein demokratischer Gedanke darin, die Führer durch die Truppe wählen zu lassen, aber die ideale Theorie steht der brutalen Praxis auch hier wieder einmal so scharf gegenüber wie Feuer und Wasser. Eine Truppe, die sich beliebig als Wahlkörper aufthun darf, wird ihren Führern nur so lange folgen, wie es ihr beliebt. Das Vertrauen, das der Führer

*) Und selbst dies ist jetzt schon mit Unrecht geschehen. Man vergleiche nur die bisherigen nordamerikanischen Militärausgaben mit den europäischen, der Unterschied ist auffällig. Nebenbei sei noch bemerkt, daß die Vereinigten Staaten jährlich über 140 Millionen an Pensionen für die Kriege gegen Mexiko und für die Sezessionsfeldzüge zu bezahlen haben.

genießt und genießen muß, wenn seine Truppe überhaupt auch nur den kleinsten seiner Befehle ausführen soll, hängt aber keineswegs ab von der Einsicht der Truppe, sondern von den agitatorischen Elementen, die sich in ihr finden. Diese werden ebenso gut in der Kompagnie wie in der Parteiversammlung den Ausschlag geben; die Masse wird aber hier wie dort das sprachlose Stimmvieh sein. Die „Genossen in den vordern Reihen der Partei,“ die schon heute auf den Parteitagen und hinter den Kulissen des politischen Theaters so viel Gegnerschaft finden, dürften ihres Lebens nicht mehr sicher sein, wenn sie als echte Dilettanten die Volkswehren, die über geladene Gewehre verfügen, kommandieren wollten. Nicht dadurch, daß die Truppe sich ihre Offiziere wählt, wird das notwendige Vertrauen der Mannschaft in die Führung begründet, sondern allein durch die Tüchtigkeit der Offiziere. Tüchtige Führer finden sich aber nicht von heute auf morgen. Man spricht nicht umsonst von einer Kriegskunst. Kunstfertigkeit will aber errungen werden durch mühseliges Streben, und über künstlerische Leistungen gerecht zu urteilen, müssen wir doch wohl den feingebildeten Ästhetikern überlassen. Dies auf das militärische Beispiel angewandt, heißt: Die Truppe wird scharf kritisieren — wie die breite Masse des Publikums es auch thut —, aber sie wird niemals ein wirkliches Urteil abgeben können, weil ihr der gehörige Maßstab, ja selbst die Ausdrucksweise dafür fehlt. Unsrer Zeit glaubt nicht mehr an die Richtigkeit des bequemen Satzes: *Vox populi, vox Dei*; selbst die Sozialdemokraten wollen davon nichts mehr wissen.

Es giebt zwei größere Beispiele aus der Geschichte der neuesten Zeit, die uns zeigen, was Volkswehren unter selbstgewählten, besser gesagt, ihnen durch politische Schwadroniererei aufgedrängten Führern leisten. Da ist zunächst der unselige badisch-pfälzische Aufstand von 1849. Als Truppenmaterial kamen neben Freischaren reguläre badische Regimenter in Betracht, unter den Führern fanden sich viele, die gedient und eine gewisse militärische Begabung hatten. Und was sehen wir? Intriguen, Verratsverdächtigungen, Durchkreuzen der Befehle, offenen Ungehorsam neben absoluter Unfähigkeit, Feigheit und tatsächlicher Verräterei. Ferner steht uns der über alle Maßen gräßliche Kampf der Kommune von 1871 vor Augen. Und was finden wir dort? Den noch etwas mehr verzerrten, noch leidenschaftlicher sich selbst untergrabenden Widerstand der Volkswehren. Nein, wer nur einen Funken Menschlichkeit in sich fühlt, der darf zu solchen, von einer einseitig doktrinären Politik diktierten Maßnahmen nicht raten. Wenn er es dennoch thut, nachdem er sich die kriegsgeschichtlichen Beispiele gehörig vergegenwärtigt hat, so ist er ein — Volksfeind. Denn das Volk muß schließlich die blutige Zeche bezahlen mit all dem Jammer, den jeder Krieg heraufbeschwört; die wahrhaft Schuldigen gehen meistens leer aus, und wenn sie wirklich büßen, so bleibt ihnen trotz allem die Palme des Märtyrers.

Man liebt es, von „geborenen Feldherren“ zu sprechen, und die das Kriegswesen berührenden sozialdemokratischen Schriften behaupten oft genug, daß Genies ohne weiteres die aus dem Boden gestampften Volkswehrheere zum Siege führen werden. Die Kriegsgeschichte lehrt auf jeder ihrer Seiten, daß auch im Feldherrntum kein Meister vom Himmel fällt und fallen kann. Cromwell, auf den man sich gern beruft, wenn man das Beispiel eines geborenen Feldherrn geben will, hatte für seine Zeit die genügende militärische Vorbildung, denn damals kam es noch vorzugsweise auf ein imponierendes Haudegentum an. Übrigens hatte auch Cromwell eine freilich kurze Schule als Unterführer durchgemacht, ehe er das militärische Haupt der Independenten wurde. Und kann dieser finstre, puritanische, ungekrönte König von England wirklich das Feldherrnideal einer sozialdemokratischen Volkswehr sein? Friedrich der Große so gut wie Napoleon waren theoretisch vorgebildet, als sie ihre Feldherrnlaufbahn begannen, dennoch erlebte der eine Mollwitz, der andre Arcole, und nur das unberechenbare Glück sicherte sie hier wie dort vor einer schweren Niederlage. Angesichts dieser Thatsachen, die die beiden größten Feldherren der neuern Zeit betreffen, will man kaltblütig behaupten, irgend jemand, der vielleicht bis dahin einer rein bürgerlichen Beschäftigung nachgegangen ist, könne als Deus ex machina auf dem Blachfelde erscheinen, wo die eisernen Würfel rollen. Und glaubt man ferner wirklich, der siegreiche Volkswehrfeldherr, dem alle Mittel zur Verfügung stehen, werde sich nach seinen Erfolgen noch von den daheim ratenden Genossen gängeln lassen? Man vergesse doch nicht, die Spitze der römischen Demokratie trug den Namen: Gajus Julius Cäsar. Endlich, wer würde es wagen, sagen wir z. B. einen Drechslermeister in die Oberleitung eines elektro-chemischen Unternehmens oder einen Redakteur an die Spitze einer großartigen Maschinenfabrik zu stellen? Man möchte bei derlei Experimenten doch wohl sehr trübe Erfahrungen machen. Dagegen behauptet man kaltblütig, Feldherren fänden sich zu Dutzenden, sofern man sie nur nötig hätte. Pfuschende Fabrikleiter kosten Geld, und vielleicht töten sie auch durch ihr Ungeschick einige Menschen. Unfähige Feldherren vernichten aber Hunderttausende von arbeitssamen, tüchtigen Bürgern, Milliarden an Geld und meistens auch die staatliche Selbständigkeit ihres Vaterlandes. Gewiß, pfuschende Feldherren und unfähige Fabrikdirektoren können zu allen Zeiten in jedem Staate vorkommen. Aber die Gefahr, daß sie zum Schaden der Allgemeinheit auftreten, vermindert sich doch ganz bedeutend, wenn ihre Ausbildung die mögliche Bürgerschaft leistet, daß sie zu ihrem Berufe wirklich fähig sind.

Volkswehren im sozialdemokratischen Sinne, mit allen ihren Anhängseln der Offizierswahl durch die Truppe und dem ex impromptu aus dem politischen Spargelbeet aufschießenden Feldherrntum mögen dort vorzüglich sein, wo man sicher ist, keine Kriege mehr führen zu müssen. Solange jedoch republikanische Staaten bestehen, in denen es zum guten Tone auch bei den

Sozialisten gehört, auf Revanche zu hoffen, werden deren Nachbarn im Interesse der Kultur gut thun, beim alten, bewährten System der Landesverteidigung zu bleiben und es stetig auszubauen und zu stärken, trotz aller Angriffe von links und rechts.



Die Schäden des Kleinhandels

Don Ernst Kirchberg



Es läßt sich nicht hinwegleugnen, daß die riesigen Bazare oder Warenhäuser in den großen Städten, in denen man Waren der verschiedensten Art zu ungemein niedrigen Preisen zu kaufen bekommt, Geschäftshäuser wie Magasin du Louvre und Au bon marché in Paris, wie der frühere Kaiserbazar und Wertheim in Berlin, den kleinern Handel- und Gewerbetreibenden unberechenbaren Schaden zufügen. Selten kommt es vor, daß die Kaufleute in der nächsten Nähe solcher Bazare sich zu halten vermögen, sie sind über kurz oder lang zur Anmeldung des Konkurses gezwungen, und bei den guten Verkehrsverbindungen in den großen Städten, bei der Leichtigkeit des Warenversandes durch Post und Eisenbahn macht sich die erdrückende Konkurrenz der großen Warenhäuser nicht nur in ihrer Nachbarschaft, sondern im ganzen Lande auf die empfindlichste Weise geltend, und man kann es nur berechtigt finden, wenn die Kaufmannswelt die Regierung zum Schutze ihrer bedrohten Existenz anruft und die Regierung zunächst durch kommunale Besteuerung, und wenn das nichts nützen sollte, durch staatliche Maßnahmen die ärgsten der durch die Warenhäuser geschaffnen Mißstände beseitigen zu helfen gewillt ist. Ob das gelingen wird heute, wo in Handel und Industrie, im Geld- und Verkehrsweisen alles auf den Großbetrieb hindrängt, ist eine Sache für sich. Die großen Bazare sind der Aufgabe des Kaufmannsgeschäfts, die Waren dem kaufenden Publikum so gut und so preiswert wie möglich zu verschaffen, im großen und ganzen eigentlich gerecht geworden. Es kommt aber auch nicht darauf an, eine natürliche Bewegung künstlich zurückzudrängen, sondern nur darauf, während der Übergangszeit die schwächern und nicht ganz so leistungsfähigen Existenzen im Kampf ums Dasein zu schützen. Sollte das auch nur während einer Reihe von Jahren erreicht werden, so ist damit alles erreicht, was erreicht werden konnte. Die durch die Warenhäuser gefährdeten Kreise der Bevölkerung haben Zeit gefunden, sich den neuen Verhältnissen anzupassen.